

## Einleitung.

### Ueber die Notwendigkeit einer möglichst genauen Festhaltung der metrischen und sprachlichen Eigentümlichkeiten der fremden Dichtung.

So treu, wie möglich,  
so frei, wie nötig.

Julius Rothfuchs.

Verständige haben längst erkannt, dass eine vollkommene Lösung der Aufgabe, ein Stück einer fremden Litteratur, zumal in gebundener Form, in irgend einer andern Sprache wiederzugeben, auch dem vortrefflichsten Übersetzer nicht möglich ist.<sup>1)</sup> Nur wenige Ausdrücke und zwar Fachausdrücke haben in einer Sprache genau dieselbe Bedeutung wie in einer andern,<sup>2)</sup> und zahlreiche weitere Schwierigkeiten ergeben sich aus der Verschiedenheit der Anschauungen und der Gebräuche bei den Angehörigen zweier verschiedener Kulturkreise. Trotzdem ist jeder einigermaßen gelungene Versuch der Übertragung eines fremden Litteraturwerkes ein Verdienst.<sup>3)</sup> Wenn es uns nach einem fernen Lande zieht und wir doch die Reise dorthin nicht ausführen können, so werden wir's uns gerne gefallen lassen, dass uns jemand von dem Gegenstande unserer Sehnsucht berichtet.<sup>4)</sup> Und wenn wir etwa in jüngeren Jahren selbst in dem Lande unserer Träume gewesen sein sollten, aber die Reise nicht wiederholen können, so wird es uns Freude machen, einen Kundigen gefunden zu haben, der

<sup>1)</sup> So Wilhelm von Humboldt, der 1796 an August Wilhelm von Schlegel schrieb: „Alles Übersetzen scheint mir schlechterdings ein Versuch zur Auflösung einer unmöglichen Aufgabe. Denn jeder Übersetzer muss immer an einer der beiden Klippen scheitern, sich entweder auf Kosten des Geschmacks und der Sprache seiner Nation zu genau an sein Original, oder auf Kosten seines Originals zu sehr an die Eigentümlichkeit seiner Nation zu halten. Das Mittel hierzwischen ist nicht bloss schwer, sondern geradezu unmöglich.“ Citiert z. B. in dem bekannten vortrefflichen Buch von Paul Cauer: Die Kunst des Übersetzens. 2. Auflage. Berlin, 1896. S. 4. Vgl. ebenda S. 126 f. die Bemerkung, Oskar Jäger habe einmal gesagt, dass eine vollkommene Übersetzung das Original selbst sein würde, wozu Cauer die Worte hinzufügt: „solche Vollkommenheit bezeichnet eine Grenze, der wir uns nähern sollen, die aber nie erreicht werden kann. Und es ist gut, dass es so ist; Menschen müssten sonst aufhören Menschen zu sein. So lange sie das bleiben, wird auch ihr Denken und Sprechen seinen Reiz und seinen unerschöpflichen Wert gerade in dem haben, was seine Schwäche ausmacht, in der Verschiedenheit der Auffassung desselben Gegenstandes durch verschiedene Geister.“ Ferner vgl. L. W. Straub im Vorwort zu seiner Übersetzung der Antigone des Sophokles S. V: „Die Uebersetzung eines poetischen Meisterwerks ist eine ihrer Natur nach nur approximativ zu lösende Aufgabe und wird daher immer wieder von neuem versucht, von neuen Seiten in Angriff genommen werden.“

<sup>2)</sup> Darauf hat neuerdings in einer sehr lesenswerten Arbeit in der Festschrift zur Feier des zweihundertjährigen Bestandes des K. K. Staatsgymnasiums im VIII. Bezirke Wiens (Wien 1901) Julius Keyzlar hingewiesen in der Abhandlung: Die U. von Wilamowitz-Möllendorff'sche Theorie des Übersetzens in ihrer Anwendung auf die Praxis der Schule.

<sup>3)</sup> Moritz Haupt ging viel zu weit, wenn er sagte: „Übersetzung ist der Tod des Verständnisses“ (Christian Belger, Moritz Haupt als akademischer Lehrer, Berlin 1879, S. 151).

<sup>4)</sup> Deshalb ist der Vorschlag von Bucciarelli in der Zeitschrift *Atene e Roma* IV, 26 (Febr. 1901), auch in den Tageszeitungen neben Romanen und Novellen Übersetzungen der bedeutendsten griechischen und lateinischen Autoren zu bringen, der Beachtung wert. *W. f. kl. Ph.* 1901, 443 f.

im stande ist, auf den längst verblassten Bildern aus der Ferne, die wir dereinst durch eigenes Bemühen zuwege gebracht hatten, die abgesprungenen Farben zu erneuern und die Lücken zu ergänzen. Wir glauben dann wohl vielleicht zu spüren, dass früher auf der Leinwand sich manches anders ausnahm, aber die Erinnerung an die erlebte Wirklichkeit wird dennoch wieder in uns lebendig werden und uns ein reines Vergnügen gewähren können.

Aber nun erhebt sich die Frage: welche Art der Übertragung kommt dem Ideale, das nur wenige erreicht zu haben glauben dürfen, am nächsten? Wie jede Kunst ist natürlich auch die Kunst des Übersetzens der Mode unterworfen, und die herrschende Mode, für welche Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff mit seinen Übersetzungen griechischer Tragödien und anderer Dichtungen tonangebend ist, hat in der That, — besonders durch die kühne Anmassung, mit der sie sich als die allein seligmachende hinzustellen weiss und den Anhänger der älteren Richtung mit dem Makel der Unwissenheit zu brandmarken sucht,<sup>5)</sup> — Philologen und Laien fast ausnahmslos in ihre Netze gelockt. Das Frauenzimmer ist auch interessant genug, um selbst den Gegner zu fesseln. Das neue, farbenprächtige Gewand, in dem sie einherschreitet, verdient die Bewunderung, die ihm gespendet wird, und sie kann im allgemeinen recht gut deutsch, wenn sie auch aus fremden Landen kommt. Warum sollte sie's nicht können! Auch sie ist ja deutschen Geblüts, wie es unsere eigene Schutzbefohlene von sich behauptet. Aber haben wir denn eigentlich die Absicht, uns das bei uns daheim zu eigen zu machen, was uns die gelehrte und weitgereiste Landsmännin zu erzählen weiss? Wird es nicht weit reizvoller sein, wenn uns eine so erfahrene Führerin, — falls wir die Sprache des Homeros und des Sophokles nicht selbst verstehen, — wenn uns also eine solche selbst hinüberführt über die Berge und übers Meer, uns hineinführt in den Zaubergarten, von welchem wir uns in der Ferne kein ganz klares Bild zu machen vermochten? Kurz, wir glauben es nicht, dass es nur ein einziges Mittel giebt, um zu dem zu gelangen, was für so viele ein Gegenstand der Sehnsucht ist, und wir glauben sogar das Bessere im Sinne zu haben. Vollkommen glücklich ist ja freilich nur der, der sich auch im fremden Lande selbst zu bewegen vermag, als ob er dort „erzogen und geboren“ worden wäre, aber, wir wissen es alle, es „schmückt die Blume des Gottes so viele, Verzückte sind's wenig.“<sup>6)</sup> Der Masse der Begeisterungsfähigen muss es genügen, einen der Eingeweihten zum Führer nehmen zu dürfen. Und der spreche immerhin in ihrer Sprache zu ihnen, aber er entführe sie in die Weite, an die fremden Gestade, welche sie kennen lernen möchten, und zeige ihnen die Welt der Hellenen nicht so, wie sie sich annähme, wenn sie einen Bestandteil unserer eigenen Welt bildete, sondern er zeige sie ihnen mit all ihren Besonderheiten und Sonderbarkeiten, wenn auch so, dass sie's ohne viel gelehrtes Beiwerk verstehen können, was für Gedanken jene Angehörigen eines verschwundenen Zeitalters bewegten. Warum es nur der grosse Fremdenführer in Berlin nicht auch so halten will! Er sagt es uns in seinen „Reden und Vorträgen“ aufs neue,<sup>7)</sup> wie schon früher in seinem

<sup>5)</sup> Reden und Vorträge von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung 1901, S. 18 A. 1: „Die falsche Methode der „Treue“, der „Versmasse der Urschrift“ würde niemand mehr verurteilt haben als er (d. h. Reiske), „weil er griechisch konnte, also wusste, dass diese Treue die Tochter der Ignoranz ist.“ — Die Übersetzungen desselben sind ebendort erschienen.

<sup>6)</sup> Plat. Phaed. 69. C.

<sup>7)</sup> S. Anm. 5. Vgl. auch Rudolf Hunziker im Anhang zu der A. 17 erwähnten Sammlung (S. 59 f.): „Wie Wilamowitz in der erwähnten Übertragung moderne Empfindungen antik darzustellen versucht, so darf und soll ein Übersetzer den antiken Inhalt mit modern-lyrischen Empfindungen durchsetzen, denn nur so wirkt derselbe wieder in voller Lebenskraft, nur so ist uns ein Ersatz geboten für das Viele, was verloren gehen muss.“

Hippolytos, aber wir sind noch immer nicht weiter gekommen, als der freilich etwas ängstliche Chorführer in der Antigone, der die Vertreter von zwei entgegengesetzten Anschauungen zur Versöhnlichkeit mahnt mit den Worten: „beide habt ihr's gut gemeint.“<sup>8)</sup> Mit anderen Worten: wir halten beide Richtungen, wenn wir ihre Vorzüge und ihre Mängel gegen einander abwägen, für gleich berechtigt, die der „Treuen“, um ein Wort von W. Hertzberg zu gebrauchen, so gut wie die der „Freien“. Die Talente mögen immerhin auf der Seite der Modernen grösser sein als auf der der alten Schule, aber auch die jüngere Führerin, der wir uns nicht unbedingt anvertrauen möchten, fällt zuweilen von ihrem Kothurn herunter. Warum also den vortrefflichen seligen Donner zum Banausen machen wollen und denen die Freude zu vergällen suchen, die an seiner „Hobelbank“<sup>9)</sup> sich vergnügten! Und wer weiss, ob der alte Meister nicht auch seinerseits wenigstens Lehrlinge erzogen hat, die selber gleich grosse Meister werden sollen, wie die drüben sind! Auch das Handwerk erzieht grosse Männer, die über ihren beschränkten Kreis hinauswachsen, ohne deshalb die Handwerksregeln beiseite zu werfen. Zählt uns doch der für andere Anschauungen unzugänglich scheinende Prophet des neuen Evangeliums selbst solche Meister der alten Schule auf, freilich nur als Meister des Handwerks.<sup>10)</sup> Aber so ist es gar nicht, dass diese Leute ausnahmslos biedere Handwerker und nur andere wirkliche Künstler sind. Auch die Kunst geht nicht allezeit dieselben Wege und jede Richtung derselben hat geniale Männer zu ihren Bekennern gezählt.

Es ist wohl richtig, wenn der Berliner Gelehrte sagt: „Die wahre Übersetzung ist Metempsychose,“<sup>11)</sup> aber der Beweis ist nicht erbracht, dass es der Anhänger der alten Schule unmöglich „wagen kann, des Dichters Gedanken, Empfindungen, Stimmungen frei aus sich zu geben.“<sup>12)</sup> Wer so redet, geht überhaupt von einer ganz falschen Voraussetzung aus. Er redet sich und andern vor, dass er allein wegen der Freiheit, die er sich nimmt, vollkommene Übersetzungen zu schaffen befähigt sei, während er in Wirklichkeit trotz aller Kunst nur unvollkommene „Nachbildungen“ schafft;<sup>13)</sup> er dichtet also um, statt zu übersetzen.<sup>14)</sup> Sein Verdienst soll ihm aber nicht geschmälert werden; es ist sogar in gewissem Sinne, — wie wir auch im Hinblick auf Schillers Übertragung des 2. und 4. Buchs der Aeneis rückhaltlos zugeben, —

<sup>8)</sup> Soph. Antig. 725. Alfred Biese hat einmal die beiden Standpunkte kurz und gut so gekennzeichnet: „Die einen fordern für die Übersetzung das genaue Festhalten nicht nur des Gedankens, sondern auch der metrischen Form; es erscheint ihnen stilwidrig, z. B. antike Lyrik in gereimte Vierzeiler zu giessen, da der Körper vom Geist nicht zu trennen sei, und ein also umgedichtetes Poem will ihnen wie die Venus von Milo im Korsett und Spitzenrock erscheinen.“

Die andern meinen, ein genaues, sklavisches Festhalten an Form und Inhalt sei unmöglich, einmal da nur wenige Worte einander völlig decken in den verschiedenen Sprachen, da die besten Metaphern, die schärfsten Witze, die tiefsten Gefühle aus dem Kern der Nation, also aus dem innersten Leben der Sprache kommen, und da ferner mit jeder Sprache auch ein bestimmter Stil, ein bestimmtes Versmass gegeben ist, so dass von der einen in die andere übersetzen nichts anderes heissen könne als in diesen andern Stil, in das andere Versmass umdichten.“ Z. f. d. G. 53, 1899 S. 391.

<sup>9)</sup> Reden und Vorträge S. 8.

<sup>10)</sup> ebenda S. 10.

<sup>11)</sup> ebenda S. 8. — Unter Metempsychose versteht man die Versetzung der Seele aus einem Leibe in einen andern, die Seelenwanderung der Pythagoreer u. a.

<sup>12)</sup> ebenda S. 5 f.

<sup>13)</sup> Keyzlar a. a. O. S. 32. A. 27.

<sup>14)</sup> „Eine Übersetzung, die sich mit der bescheidenen Rolle begnügt, ein Behelf zu sein, vermag gewiss Gutes zu wirken. Sie kann den poetischen Schwung des Originals wiedergeben, sie kann das, was man zum tieferen Verständnisse einzelner Stellen nur aus gelehrten Commentaren gewinnen kann, selbst bieten. Aber die moderne Nachbildung? Wer an den Originalen auch nur genippt hat, erkennt sofort deren Unwahrheit. Wer aber die Classiker nur vom Hörensagen kennt, muss sich eben geduldig hinter Licht führen lassen. Ich bleibe also dabei, dass diese Nachbildungen nichts anderes sind als ernstgemeinte Täuschungen, ohne Wahrheit, ohne inneres Leben etc. . . . für den Büchertisch bestimmt.“ Hugo Jurenka in Z. f. d. G. 1899 S. 709 f.

grösser als das des Übersetzers, wie wir ihn verstehen; denn jener wirkt in die Weite und erschliesst auch der grossen Masse das Verständnis für die geistigen Erzeugnisse anderer Völker und vergangener Zeiten, die Neuere so gut wie Schiller. Wer hätte nicht seine Freude, nicht bloss an den Übertragungen aus Aeschylus, Sophokles und Euripides u. s. w. durch U. v. Wilamowitz-Möllendorff,<sup>15)</sup> oder an den Metamorphosen Ovids in dem Gewande, das ihnen Constantin Bulle<sup>16)</sup> gegeben hat, oder an Ermatingers und Hunzikers „Proben antiker Lyrik“<sup>17)</sup> und so manchen andern! Dagegen ist es nicht wahr, wenn sie sagen: wir allein sprechen zu unsern Lesern in dem Stil jener griechischen und römischen Dichter. Denn der Stil, den wir bei diesen neueren „Übersetzern“ finden, ist ihr eigener, wie derjenige Donners oder Geibels der ihrige ist. Antiken Geist vermöchten ja an sich die Übertragungen dieser wie jener zu atmen.<sup>18)</sup> In welchem Masse das aber der Fall sei, ist eine Frage für sich. Wir dürfen deshalb zunächst nicht fragen: Hat die eine oder die andere Richtung Grösseres geleistet? sondern: Welches sind die Zwecke beider Richtungen? Und es ist notwendig, darauf hinzuweisen, dass die Modernen im Grunde nur auf die Frage Antwort geben: Wie würden die alten Griechen reden, wenn sie heute mit uns zusammenleben würden? während wir die andere Frage möglichst gut beantwortet sehen möchten: Wie würden die alten Griechen damals geredet haben, wenn sie in unserer Sprache gesprochen hätten? Beide Aufgaben haben, obwohl ja keine vollkommen zu lösen ist, ihren besonderen Reiz, und „Schlendrian“<sup>19)</sup> giebt es hüben und drüben, und hüben und drüben Willkür. Wer wollte beweisen, dass die von den Modernen für die einzelnen Abschnitte gewählten Masse und Ausdrücke wirklich die zutreffendsten sind!<sup>20)</sup> Und wenn es so wäre, so würden doch spätere Zeiten wieder einen anderen Geschmack zur Reife bringen. Hier ist ja notwendigerweise noch mehr alles im Fluss als bei der Übersetzung in unserem Sinn. Aber freilich denken auch wir nicht an eine sklavisch genaue Wiedergabe der Vorlage.<sup>21)</sup> „Erst peinlich, dann reinlich“ möchten wir statt des älteren Mottos, zu dem wir uns oben bekannt haben, die Forderung formulieren. Mit andern Worten: wir halten es für die Pflicht des Übersetzers, alles, was irgend mit dem Geiste unserer Sprache verträglich ist, aus der Quelle,

<sup>15)</sup> Vgl. A. 5!

<sup>16)</sup> Ovids Verwandlungen. In Stenzen übersetzt. Bremen, Verlag von M. Heinsius Nachfolger. 1898.

<sup>17)</sup> Antike Lyrik in modernem Gewande. Mit einem Anhang: Die Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen. Verlag von J. Huber in Frauenfeld (1900/1901), bedauerlicherweise ohne Jahreszahl erschienen, ein Buchhändlerkniff, gegen den die Verfasser hoffentlich bei einer Neuauflage ihrer Sammlung Verwahrung einlegen werden.

<sup>18)</sup> Wir erwähnen noch C. Bardt, Horatius Flaccus, Satiren und Episteln; W. Kopp, Die zehn Hirtenlieder des Vergil, Berlin 1873; H. Blümner, „Satura“ (Ausgewählte Satiren des Horaz, Persius und Juvenal in freier metrischer Bearbeitung, Leipzig 1897. Viel weiter geht Hermann Stegemann in seinen „Dichtungen“ (Des Horazius schönste Lieder. Der Antike entrückt und verdeutscht zu Nutz und Frommen der Poesie; Berlin 1893).

<sup>19)</sup> Reden und Vorträge S. 5.

<sup>20)</sup> Vgl. Hugo Jurenka in Z. f. ö. G. 1900 S. 306: „Was die Chorlieder betrifft, so will mich bedünken, dass Verfasser (U. v. Wilamowitz-Möllendorff) gleichzeitig mit der Ersetzung der Originalmetra durch moderne (zum grössten Teil etwas fade Trochäen) auch den Schwung der poetischen Diktion in bedenklicher Weise herabgedrückt hat.“ Und dazu G. Wendt in der Einleitung zu seiner Antigone-Übersetzung: „Eine Umwandlung des Trimeters in den uns gewohnten fünffüssigen Jambus zerstört rettungslos das ernste Pathos, welches für die Diktion der antiken Tragödie bezeichnend ist.“

<sup>21)</sup> „Es giebt eine lederne und langweilige Objektivität, die aus Besorgnis Fremdes hineinzutragen vor jedem bezeichnenden Worte zurückschreckt.“ O. Weissenfels, Z. f. d. G. 53, 1899 S. 461. Ähnlich schon Lichtenberg, Vermischte Schriften I. 324: „Ist es nicht sonderbar, dass eine wörtliche Übersetzung fast immer eine schlechte ist? Und doch lässt sich alles gut übersetzen. Man sieht hieraus, wieviel es sagen will, eine Sprache ganz verstehen. Es heisst das Volk ganz kennen, das sie spricht.“

an der wir schöpfen wollen, zu entnehmen; — wir dürfen uns nicht zu vornehm dünken, gewisse Bestandteile des Quellwassers in mühsamer Untersuchung daraufhin zu prüfen, ob sie vielleicht auszuschneiden und durch den Zusatz anderer Stoffe zu ergänzen sind, ehe wir das Wasser auf die Tafel bringen. Warum sollten wir aber mehr ausschneiden, als was an der Reinlichkeit des Wassers Zweifel erwecken könnte! Seinen spezifischen Geschmack müssen wir ihm zu erhalten suchen; denn der ist es ja gerade, um dessen willen man unsere Quelle aufsucht. Und nun sollten wir in unserem Falle Veranlassung haben, die fremden Masse hinauszwerfen, weil sie uns nicht liegen, oder ganze Sätze beiseite zu lassen, weil unsere Bequemlichkeit dafür spricht sie zu unterdrücken, oder andere zu erweitern und zu vervollständigen,<sup>22)</sup> weil uns unsere Vorlage nicht ausführlich genug zu sein scheint? Nach unserer Ansicht geht eben die neue Richtung in diesen Stücken zu weit, nimmt dem fremden Körper zu viel von dem, was ihn als etwas Fremdes und Eigenartiges erscheinen lässt, und versetzt ihn dafür mit Ingredienzien, die nicht zu ihm passen. Aber das sind Geschmackssachen, über die zu rechten nicht viel Wert hat. Hier wird allezeit vieles oder vielmehr alles dem grösseren oder geringeren Takt des einzelnen Übersetzers überlassen bleiben,<sup>23)</sup> und jeder, dem er in die Hände fällt, wird sich berufen fühlen, an der fertigen Arbeit herumzumäkeln, zumal derjenige, welcher sich nicht selbst an der Aufgabe versucht hat. Etwas sollte aber auch der Gegner nicht vergessen, wenn er die Leistungen der beiden Schulen vergleicht. Die Aufgabe, die sich der Anhänger der alten Richtung stellt, ist der Natur der Sache nach eine weit mühevollere und schwierigere als die seiner Mitbewerber auf der andern Seite. Sie ist der Aufgabe des Mosaikarbeiters zu vergleichen, der mit unendlicher Mühe und bewundernswürdiger Geduld Steinchen an Steinchen reiht,<sup>24)</sup> bis das Werk gelungen ist; zu dem ihm ein anderer auf der Leinwand mit keckem Pinsel das Muster vorgezeichnet hat.<sup>25)</sup> Wer sich dagegen über die Forderung einer möglichst treuen Uebertragung des Textes und zuverlässig genauer Wiedergabe der Versmasse des Originals unbedenklich hinwegsetzt, ist demjenigen zu vergleichen, der sich zwar wohl bereit finden liesse, seine Kunstfertigkeit dazu herzugeben, ein berühmtes Bild zu kopieren, der sich aber vorbehielte, nur die wesentlichen Züge des Originals auf seinem Bilde anbringen zu müssen, so, wie wir's etwa bei Arnold Böcklin beobachten können, wo er sich bestimmen liess seine eigenen Motive zu wiederholen. Dem genialen Künstler ist es nicht leicht möglich, sich Zwang anzuthun. In dieser Thatsache aber liegt auch die Erklärung dafür, dass man heutzutage die Meister der älteren Übersetzungskunst erst in zweite Linie stellen mag. Die liebevolle Kleinarbeit, welche sie geleistet haben, scheint mit wirklicher Genialität nicht verträglich

<sup>22)</sup> Wie z. B. Gustav Brandes in seinem „Griechischen Liederbuch“, oder Rudolf Hunziker nach seinem eigenen Geständnis in der Anm. 7 erwähnten Abhandlung auf S. 60, wo er u. a. sagt: „Ebenso haben wir in der „Frühlingsmahnung“ des Horaz (carm. I, 4; S. 26 f.) den schönen Lycidas mit einer Lydia vertauscht.“ Das erinnert denn doch zu sehr an die in einer Mädchenschule thatsächlich vorgekommene Verstümmelung eines bekannten Gedichtes durch die Lesart: „Dahin, dahin, lass mich mit dir, o meine Tante, zieh'n.“ So etwas heissen andere Leute nicht „auffrischen“, sondern „wegwischen“. Ohne Zwang sollte man nicht in usum Delphini schreiben; bei Bossuet und Huet war das etwas anderes.

<sup>23)</sup> Vgl. Cauer D. K. d. Ü.<sup>2</sup> S. 7.

<sup>24)</sup> In diesem Sinn hat neuerdings K. Mühlefeld französische und englische Gedichte metrisch übertragen im Programm von Osterode am Harz 1901.

<sup>25)</sup> Über die Aufgabe des Übersetzers äussert sich, wie ich sehe, Rudolf Hunziker im Anhang zu der Anm. 17 erwähnten Sammlung S. 56 ganz ähnlich, obwohl nicht in unserem Sinn: „Ein Maler, der vor der Aufgabe steht, das verblichene Bild eines grossen Meisters frisch zu beleben, hat die Intentionen, die ihn leiten sollen, genau vorgezeichnet. Nicht so der Übersetzer. Er muss die alte Form zerschlagen, um eine neue herzustellen, und der Wege, die zum Ziele führen, sind unendlich viele.“

zu sein. Und doch ist das kein Beweis, dass nicht einzelne von ihnen Geniales leisten können. Man denke nur an F. A. Wolf und Joh. H. Voss, an Schlegel und Tieck, an Geibel und Wilbrandt, und so manchen andern, der uns lieb geworden ist, auch wenn er im einzelnen fehlgreift. Sicher aber bleibt das Ziel bestehen, wie wir's uns vorstellen. Es ist also auch möglich, dass man auf dem eingeschlagenen Wege noch weiter komme, wenn man nämlich neue Richtlinien entdeckt, auf welche jene älteren Meister nicht aufmerksam geworden sind. Auf diese Weise aber wird man, wie ich glaube, auch ohne Anspruch auf Genialität dazu beitragen können, dass die Lösung der Aufgabe in grössere Nähe gerückt wird als bisher.

Wir wenden uns zunächst zu der Frage der Wiedergabe der Metra. „Ein gebildetes Stilgefühl,“ sagt L. W. Straub zu Beginn der Abhandlung „über Ursprung und Wesen der antiken Tragödie,“<sup>26)</sup> „wird immer auf Nachbildung auch der metrischen Form dringen, die sich nicht willkürlich von einer Dichtung ablösen lässt.“ Und warum sollten wir uns nicht auch die metrischen Besonderheiten der fremden Dichtung zu eigen machen dürfen! Wir wollen ja gerade bei den Fremden ein bisschen heimisch werden. Das ist freilich eigentlich auch nichts weiter als eine „ernstgemeinte Täuschung“,<sup>27)</sup> — wir wollen in diesem Punkte nicht besser sein als die Modernen — aber sie gehört zum Wesen jeder Kunst.<sup>28)</sup> Man hält uns entgegen, dass es ein prinzipiell verkehrter Versuch sei, „quantitierende und accentuierende Poesie gleichzusetzen.“<sup>29)</sup> Aber wir glauben keine andere Wahl zu haben. Wir möchten vielmehr darauf hinweisen, dass trotz dieses Unterschiedes ohne Zweifel die Klangwirkung der Originale um so vollständiger zu erreichen ist, je mehr es uns gelingt, den reichen Wechsel der antiken Metra durch eine entsprechende Mannigfaltigkeit metrischer Gebilde zu ersetzen. Um das zu erreichen, müssen wir vor allem auch die Gesetze des so einfach scheinenden jambischen Trimeters nachzubilden suchen. U. a. hat man seither den Cäsuren im einzelnen Verse zu wenig Beachtung geschenkt. Es war mir eine angenehme Bestätigung meiner Grundsätze, als ich eines Tags einen Vers Menanders in einer Uebersetzung von O. E. Schmidt zn Gesicht bekam, welche, sei es absichtlich oder unabsichtlich, den Vers an denselben Stellen zerschnitt wie das Original.<sup>30)</sup> Man kann in mancher vielgerühmten Uebersetzung der altgriechischen Dramen lange suchen, bis man derartige Beispiele findet. Und doch müsste die Beobachtung dieser Regel zum Alphabet der Uebersetzer unserer Richtung gehören. Die Tragiker haben die Grundform der einzelnen Versarten viel häufiger verändert als man denken sollte. Weil aber durch diese Abweichungen der Eintönigkeit des Verses entgegengearbeitet wird, so muss es auch als Auf-

<sup>26)</sup> L. W. Straub, Sophokles' Antigone verdeutscht in den Formen der Urschrift mit Erläuterungen und Analysen der einzelnen Scenen und Chorlieder und einem Versuch über Ursprung und Wesen der antiken Tragödie. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1886. Ganz anders äussern sich natürlich v. Wilamowitz, Bulle, Hunziker u. a., deren Ansichten bei ihnen selbst nachgelesen werden mögen. Für uns spricht z. B. W. Hertzberg, Zur Geschichte und Kritik der deutschen Uebersetzungen antiker Dichter, Preuss. Jahrb. Bd. XIII, 1864, S. 219—243 u. S. 360—391; Tycho Mommsen, Die Kunst des Übersetzens fremdsprachlicher Dichtungen ins Deutsche, Frankfurt a. M. 1886, und G. Lejeune Dirichlet in N. Jahrb. f. Phil. und Päd. 64 Bd. 21, 1894. S. 507—518.

<sup>27)</sup> Vgl. A. 14.

<sup>28)</sup> Konrad Lange hat in seiner Antrittsvorlesung an der Universität Tübingen am 15. Nov. 1894 die Kunst definiert als „eine durch Übung erworbene Fähigkeit des Menschen, andern ein von praktischen Interessen losgelöstes, auf einer bewussten Selbsttäuschung beruhendes Vergnügen zn bereiten.“ (Nach dem Bericht im Schw. Merk. vom 16. Nov. 1894.)

<sup>29)</sup> U. v. Wilamowitz-Möllendorff, Reden und Vorträge S. 10.

<sup>30)</sup> Das Beispiel lautet: „Du bist ein Mensch. Nun wiss' es und vergiss es nie.“ N. Jahrb. f. d. kl. A. 1901. S. 172.

gabe des Uebersetzers angesehen werden sie nachzuahmen. Ja, er wird sogar überall Wortgruppen desselben Umfangs zu bilden haben. Und sollten die zahlreichen zweisilbigen Wörter am Ende der Trimeter etwa nicht zu den Besonderheiten unserer Vorlage gehören? Wenn wir das nachahmen können, ohne dass unsere Ausdrücke gezwungen erscheinen, so werden wir dem Original näher gekommen sein als unsere Vorgänger.<sup>31)</sup> Auf eine noch grössere Schwierigkeit stossen wir in den seltenen Fällen, wo ein einsilbiges Wort den Vers beginnt; aber auch das lässt sich nachahmen.<sup>32)</sup> Und die Regel, dass im jambischen Trimeter an erster, dritter und fünfter Stelle die Kürze durch eine Länge ersetzt werden könne, lässt sich zwar auf den deutschen Vers nicht ohne weiteres übertragen; wir werden aber doch gut daran thun, unsererseits an zweite, vierte und sechste Stelle womöglich nur ganz schwach betonte Silben zu setzen, da auf diese Weise die dem griechischen Vers eigentümliche Dreiteilung fürs Gehör bemerkbar wird. Noch weniger gleichgültig ist aber die Frage der Behandlung der Auflösungen. A. Church hat in der *Classical Review* vom Dezember 1900 mitgeteilt, „wieviele von tausend jambischen Versen des Aeschylus, Sophokles und Euripides Daktylen, Anapäste oder den Tribrachys aufweisen. Die Eigennamen sind nicht in Betracht gezogen.“<sup>33)</sup> Wenn man erfährt, dass die Zahlen in den Stücken des Aeschylus von 36 bis 73 schwanken, bei Sophokles von 26 bis 87 und bei Euripides gar von 28 bis 400, so wird man sich der Erkenntnis nicht verschliessen können, dass die Nichtbeachtung dieser Eigentümlichkeit der einzelnen Dichter oder vielmehr der einzelnen Dramen von seiten des Übersetzers ein schwerer Fehler wäre.<sup>34)</sup> Insbesondere aber kann darüber gar kein Zweifel sein, dass in der Antigone des Sophokles diese Auflösungen ausnahmslos durch die Gemütsstimmung gerechtfertigt sind, in welcher wir uns die redende Person zu denken haben, sei es nun sittliche Entrüstung, zum Teil im Tone der Verachtung vorgetragen, oder Erschütterung, oder ein Rest von Erregung, oder sich überstürzender Eifer, oder lebhaftere Vergegenwärtigung der Empfindungen eines andern beziehungsweise eigener schrecklicher Erlebnisse, sei es Wut, Hass und Hohn, oder auch Ekel, kurz die ganze Stufenleiter derjenigen Empfindungen, welche das Herz des Menschen lebhafter schlagen und ihn seine Gedanken in rascherer Folge aussprechen lassen. Ja, es ist sogar wohl möglich, dass auch die nicht ohne Auflösung auszusprechenden Eigennamen sich hier nur an solchen Stellen finden, wo die Umstände eine lebhaftere Redeweise rechtfertigen.<sup>35)</sup> Und so sind auch die im allgemeinen verpönten „Alexandriner“, die übrigens, wie bekannt, bei Sophokles selten sind, bezeichnenderweise fast nur zu Beginn solcher Abschnitte zu finden, in welchen die betreffende Person eine längere, längst erwartete Auseinandersetzung über unangenehme Ereignisse zu geben hat, wo sie also gewissermassen

<sup>31)</sup> Beispiele zahllos.

<sup>32)</sup> Vgl. v. 39. 234. 250. 464. u. öfter.

<sup>33)</sup> W. f. kl. Ph. 1901, Sp. 351 f.

<sup>34)</sup> Wilamowitz bemerkt z. B. zu Eurip. Herakl. 935: „Die beiden Auflösungen in diesem Verse im Gegensatz zu den spondeenreichen, die vorhergehen, geben prächtig den Contrast des Gelächters zu der Stimmung der Situation wieder.“ in seiner Übersetzung ist aber nichts davon zu spüren. Freiligrath und Geibel, die ja so wenig wie Rückert gegen den jambischen Trimeter („Alexandriner“) als solchen Bedenken hatten, haben es nicht für unmöglich gehalten, auch in eigenen deutschen Dichtungen solche Auflösungen anzubringen, wie sie ja auch den Cäsuren Beachtung geschenkt haben. Die Aufgabe ist nun bloss, diese Grundsätze in der Übersetzung Vers für Vers zu beachten, und da wird sich fast immer ein entsprechender Ersatz finden lassen.

<sup>35)</sup> v. (11). (23). (26). 29. 31. 74. 162. (194). (198). 260. 263. 284. 418—420. 455. 742. 746. 760. 887. (902). 916. 917. (991). (1045). 1060. 1071. 1083. 1087. 1108. 1172. 1176. (1180). 1197. (1198). 1199. 1209. 1217. 1223. 1230. 1240. 1279. 1283. 1296. 1302. (1303).

erst nach Atem ringt (v. 223, 407, 450); oder aber hat ein solcher Vers da eine Stelle gefunden, wo jemand seiner Verachtung (v. 80) oder Überraschung Ausdruck verleiht (v. 44), oder wo ihn die Erinnerung an die Angst, die er ausgestanden hat (v. 407), oder das Schreckliche, das ändern zu teil geworden ist (v. 57), überwältigt oder endlich, wo eine allgemeine Redensart in der Form eines Sprichwortes erscheint (v. 312), wofür die Zerlegung in zwei gleiche Hälften nicht unangemessen sein dürfte.<sup>36)</sup> Schwieriger noch ist es, die anapästischen Systeme<sup>36a)</sup> nachzuahmen, weil wir hier nicht in der Lage sind, die im Griechischen möglichen Variationen der anapästischen Versfüsse anders anzudeuten als dadurch, dass wir die Tonstellen festhalten und entsprechend der Zahl der dazwischen stehenden Silben ohne Rücksicht auf ihre Quantität ebensoviel schwächer betonte einschieben, wodurch freilich fürs Ohr bloss zwei verschiedene Fälle zur Anwendung kommen, während der Griechen, durch die Möglichkeit des Wechsels zwischen je einer Länge beziehungsweise zwei Kürzen sowohl in der Hebung als in der Senkung, den Vorteil hat zwischen vier verschiedenen Formen des Anapästs zu wechseln. Wenn nun auch auf diese Weise im Deutschen Verse entstehen, die als Wiedergabe jambisch-anapästischer erscheinen können, so kommen wir doch damit der Klangwirkung der griechischen Verse, wenigstens wie sie unserem Ohr erscheint, weit näher, als wenn wir die wenigen für uns vorhandenen Formen nach freiem Ermessen zur Anwendung bringen wollten. Da im übrigen solche Verse das mehr oder weniger taktmässig sich vollziehende Herankommen neu auftretender oder von neuem auf der Bühne erscheinender Personen versinnbildlichen, so ist nicht einzusehen, warum wir ein anderes Mass wählen sollten. Ähnliche Schwierigkeiten bieten die sogenannten Dochmien. Die Tragödie verwendet sie in 32 verschiedenen, z. T. selten vorkommenden Formen (vgl. v. 1273), besonders „zum Ausdruck des Jammers, der Angst oder aufgeregter Stimmung“ (Erwin Rohde). Die Thatsache ihrer häufigen engen Verbindung mit rein jambischen Versen<sup>37)</sup> weist darauf hin, dass bei ihrer Erklärung von den Gesetzen des jambischen Verses auszugehen ist. Die Annahme der Unterdrückung der Senkung im zweiten Versfuss erklärt alles, nur nicht ohne weiteres die Behauptungen antiker Metriker. Indes ist hier nicht der Ort, auf diese Fragen, deren endgültige Lösung ja auch die neuesten Veröffentlichungen noch nicht gebracht haben, weiter einzugehen. Dass unsere Wiedergabe der dochmischen Partien der Situation entspricht, wird nicht zu leugnen sein. Beim Druck ist lediglich auf die Bedürfnisse des Lesers Rücksicht genommen worden, dem das stossweise Reden der betreffenden Personen vor Augen geführt werden sollte. Auch über das Schmerzenskind der Tragödie, das Chorlied, nur einige Worte, da bis jetzt noch niemand den einander z. T. diametral gegenüberstehenden Forderungen der Gelehrten gerecht zu werden vermöchte. Wie wir demselben beizukommen suchten, soweit es sich um die Messung der Verse handelt, ergibt das Bisherige. Auch hier empfahl es sich, dem Leser durch entsprechende Bezeichnung der Tonstellen sowie unter Umständen durch Einrücken der Zeilen zu Hilfe zu kommen.

<sup>36)</sup> Es giebt zahlreiche Verse, in denen nur der Anfänger den Einschnitt in der Mitte sucht, so v. 312 (und 408). Vgl. was W. Hertzberg (Preuss. Jahrb. 13, 1864, S. 233 sagt: „Beide sind sechsfüssige Jamben und doch ist zwischen Trimeter und Alexandriner, wenigstens in deutscher Behandlung, kaum eine andere Ähnlichkeit als zwischen Menschen und Affen.“

<sup>36a)</sup> Für ihre Beibehaltung spricht sich auch H. Morsch in W. f. kl. Ph. 1899 Sp. 340 aus.

<sup>37)</sup> Sonst auch Cretici, Trochaen, Bakcheioi (in Wirklichkeit jambische Dipodieen) und sogar logaödische Zeilen. In welcher Richtung die Erklärung dafür zu suchen ist, ergibt das Obige. Vgl. jetzt auch die abweichende Darlegung von J. Denissow, der Dochmius bei Aeschylus, Charkow 1898 (Russisch), besprochen z. B. in W. f. kl. Ph. 1899 Nr. 37 f., wo auch die einschlägige Litteratur angegeben ist.



Sollte er so ungeschickt sein, beim Lesen jeder dieser Tonstellen gleichen Wert beizumessen, so ist ihm nicht zu helfen. Wo und warum sich zum Teil Abweichungen von dem Herkömmlichen finden, das ja aber freilich kein Feststehendes ist, lässt sich in Kürze nicht auseinandersetzen. Für den Deklamator würden übrigens etwaige Änderungen nicht viel ausmachen, während die musikalische Komposition sich ohnedies schwerlich bis auf den letzten Takt hinaus binden würde, falls sie einmal versuchen wollte, das unübertreffliche Tonwerk Mendelssohns noch zu übertrumpfen.<sup>37a)</sup> Wer die von uns gewählte Art und Weise der Wiedergabe dieser Stellen verurteilt, wird nicht wegen ihrer allein zu einer Verurteilung gelangen; wer sie billigt, wird es nicht der Mühe wert finden, wegen einzelner Verstöße uns den Krieg zu erklären. Wenn die Übersetzung leicht zu lesen ist, werden auch die ihnen zu Grunde liegenden Rhythmen keiner weiteren Begründung bedürfen; ist das nicht der Fall, so wird keine Erläuterung etwas bessern.

Es ist jedoch auch noch auf einige Besonderheiten des Ausdrucks und der Wortstellung in unserem Drama hinzuweisen, was um so notwendiger sein dürfte, als in der That auch in diesem Punkte trotz zahlreicher zum Teil ausserordentlich gelungener Versuche der Übertragung dieser gelesenen und vollendetsten Tragödie der Alten<sup>38)</sup> mancherlei unbeachtet geblieben ist. Es ist nichts Neues, wenn wir auf die zahlreichen Wiederholungen<sup>39)</sup> und Wortspiele<sup>40)</sup> aufmerksam machen, mit welchen der Dichter dem Geschmack seiner Zeit entsprechend sein Drama verziert hat. Es finden sich hier in poetischer Einkleidung, um Worte zu gebrauchen, die freilich in ganz anderem Zusammenhang geschrieben worden sind, schon alle „die charakteristischen Züge der gorgianischen Rhetorik, die symmetrisch gegliederten Sätze, die Antithesen, Gleichklänge und Wortspiele, die kühnen Metaphern, die prunkenden und gesuchten Beiwörter, der dithyrambische Schwulst und andere auf den rhetorischen Effekt berechnete Kunstgriffe.“ All das ist längst bekannt und auch vielfach von den Übersetzern mit mehr oder

<sup>37a)</sup> Vgl. übrigens im Anhang 1890 und 1897!

<sup>38)</sup> Am meisten gerühmt werden von den bisherigen Übertragungen die von Kayser, Bruch, Wendt und Straub (s. den Anhang); — Beyers Poetik III citiert Donner und Kayser —; jedoch enthalten auch manche andere Übersetzungsversuche aus älterer und neuerer Zeit vieles Schöne.

<sup>39)</sup> Z. B. 2, 6 und 10 (vgl. 38.) 4 ff. 12, 13 f. 21 f. und 25, 23 f. 28 f. 41, 45 und 48, 51 f. 55 und 57, 69, 74, 76 und 94, 77 f. 90 und 92, 93 f. 95, 96, 99, 101 und 103, 110 f. 100 und 117, 141 f. 110 und 113, 137 f. (dreifach, wie oft), 132 und 140, 142, 144 f. 156 f. 162 und 167 (im Griechischen 163 und 167), 184 f. 207 f. 209 und 212, 210 und 214, 215 und 217, vgl. 253, 222 ff. und 232, 221 und 236, 234 und 238, 239 und 252, 260, 276, 284 und 288, 300 f. 294 und 302, 295 und 322, 323 ff. 331 ff. 360, 374 f. 376 f. (hier Ersatz für ähnliche reimartige Klangwirkungen), 379, 441, 388 und 394, 423 und 426, 427 f. 460 ff. 467, 466 und 468, 469 f. 471, 480 und 482, 482 f. 500, 502, 501 und 504, 508 f. und 525, 511 ff. 513, 514 und 516, 522 f. 524, 543, 545 f. 550 und 552, 551, 564 (statt 563), 566 f. und 570, 569 f. 576 f. 587 f. 594 f. 595 f. 598 und 601, 606 ff. 604 und 609, 614, 618 und 625, 616 ff. 635 und 640, 645 und 647, 659 f. 669 und 672, 670 und 674, 677 und 679, 678 und 680, 682 f. 713, 716 und 718 (vgl. 1029), 723 f. 726 f. 729 f. 730 f. 731 f. 736 und 739 nebst 744, 741 f. und 746, 742, 743 f. 744 f. 752 f. 754 f. 757, 761 und 763, 799 und 802, 801 und 803, 807 f. 813 und 816, 834 f. (vgl. 837), 841, 872 f. 877 und 880, 908 und 913, 899 und 915, 922 und 925, 924, 926 f. 942, 943, 947 und 955, 948 und 987, 978, 1027, 1031 f. 1033 f. 1035 und 1055, 1036 f. (vgl. 1063), 1042 und 1044, 1045 und 1047, 1045 f. 1047, 1053, 1057, 1063 f. 1067 (vgl. 1240), 1090 und 1095, 1096 f. 1121, 1142 und 1149, 1158 f. 1166 und 1171, 1176 f. 1201, 1240, 1251 und 1256, 1261, 1263 f. 1266, 1276, 1310 f. 1320 und 1341, 1324 f. und 1328, 1326 f. 1330 und 1332, 1334 f. 1336 f. 1348 und 1353, 1350 f.

<sup>40)</sup> s. unten!

<sup>41)</sup> So Busolt, Griech. Gesch. III. 1 S. 183 f. (vgl. S. 176 A. 3) über den etwa gleichaltrigen sikeiotischen Philosophen Empedokles. (Vgl. Blass, Attische Beredsamkeit, I<sup>2</sup>, 17, Anm. 2 und Susemihl, Gorgias und die attische Prosa, Jahrb. f. Phil. CXV, S. 793 ff.). Dass diese Dinge im einzelnen in der ausserordentlich zahlreichen Sophokles-Litteratur behandelt sind, ist mir bekannt, wenn ich auch freilich fast nur die Titel der betreffenden Arbeiten kenne.

weniger Geschick nachgeahmt worden, wenn auch nur zu einem kleinen Teil. Worauf aber wenigstens von den Übersetzern nicht geachtet worden ist, das ist die doch unzweifelhaft höchst bezeichnende stetige Wiederkehr einer grösseren Anzahl besonders für die religiösen, sittlichen und politischen Anschauungen der handelnden Personen wichtigen Ausdrücke, deren gleichartige Übertragung zwar die Aufgabe, welche wir uns gestellt haben, noch um ein Bedeutendes erschwert, aber dennoch einmal versucht werden muss, weil die immer wieder auftauchende Erinnerung an diese Vorstellungen sowohl für die Redeweise des Dichters bezeichnend als für das Verständnis seiner Gedanken fördernd ist.

Solche Ausdrücke sind z. B. Unverstand, unverständlich<sup>42)</sup> — dies als Wiedergabe für die vielbehandelte ‚Ate‘<sup>43)</sup> — und daneben Verstand<sup>44)</sup>; Grab, Toter, sterben, sowie That, Thäter, thun und ähnliche Ausdrücke an zahlreichen Stellen; ferner: beflecken<sup>45)</sup>; böse<sup>46)</sup>, neben dem freilich z. T. ‚Leid‘ für dasselbe griechische Wort zu verwenden war<sup>47)</sup>, das ausserordentlich häufige ‚lieb, liebst, geliebt, lieber, Liebling, beliebt, Liebe‘ u. s. w.<sup>48)</sup>; achten und verachten<sup>49)</sup>; ehren, entehren, Ehre und Ehrung<sup>50)</sup>; Fehler, fehlen, Verfehlung<sup>51)</sup>; Schande, schändlich, schänden neben schämen<sup>52)</sup>; Gewinn, gewinnen<sup>53)</sup>; recht, richtig, gerecht, rechten, Recht<sup>54)</sup>; Gesetz<sup>55)</sup>, wofür z. T. ‚Brauch‘ und ‚Glaube‘ eintreten musste; das die Gesamtheit der Bürger bezeichnende ‚Stadt‘<sup>56)</sup>, Rat, raten, beraten<sup>57)</sup>; und: Seher<sup>58)</sup>. Aber damit ist die Reihe noch nicht erschöpft. Da ist z. B. noch: umkommen und verkommen<sup>59)</sup> — z. T. musste ‚vernichten‘ verwendet werden —; kundthun, künden, verkünden<sup>60)</sup>; heil, Heil<sup>61)</sup>; Hass, verhasst<sup>62)</sup>; endlich, um von Unwichtigerem abzusehen, oben und unten, drunten<sup>63)</sup>.

Soweit es ohne Zwang geschehen konnte, ist in allen diesen und vielen andern Beispielen in der Übersetzung durch das ganze Stück hindurch dasselbe Wort verwendet worden,

<sup>42)</sup> 17. (allerdings auch 95 für ein anderes Wort). 185. 314. (auch 382 für ein Synonymum). 485. 533. 585. 614. 623. 625 (in 630 glaubte ich keine Erinnerung an die Ate sehen zu sollen). 863. 1051. 1097. 1259.

<sup>43)</sup> S. über diese jetzt die übrigens im einzelnen vielleicht anfechtbaren Ausführungen von J. Brenner in Z. f. ö. G. 1898 S. 673/89.

<sup>44)</sup> 682 f. 707. 726. Dagegen 1348 und 1353 Besonnenheit.

<sup>45)</sup> 172. 776. (1042 und 1044 Sünde).

<sup>46)</sup> 38. 181. 208. 259. 277. 288. 295. 361 (dazu 371, wo eigentlich das Nicht-Gute steht). 400. 414. 426. 437 f. 495. 564 f. 571. 622. 643. 651 ff. 672. (695 so arg). 731 f. (1001). 1076. 1104. 1243. 1305.

<sup>47)</sup> 2. 6. 10. 59. 240. 463. 472. 582. (für ein Synonymum 594 f.). 927. 1026. 1187. 1191. 1249. 1280. 1281. 1286. 1295. 1326 f.

<sup>48)</sup> 10 f. 73. 81. 87. 99. 183. 187. 190. 312. 438. 523. 543. 548. 572. 634. 644. 652. (auch 696 und 701). 722. 765. (780 Liebesmühe). 846. 872. 882. 898. 919. 1055 f. 1059. 1192. Auch musste das Wort für den ‚Eros‘ gewählt werden: 781 ff.

<sup>49)</sup> 511 f. 514 und 516. 544. 644. 744 f.

<sup>50)</sup> 22 und 25. 77 f. (165) 207 ff. 284. 288. (572 beschimpfen). 514 und 516. 644. 730 f. (auch 902). 904. 913. 947. (1069 schmählich).

<sup>51)</sup> 1023. 1025.

<sup>52)</sup> 510. 1056.

<sup>53)</sup> 222. 310. 312. 325. 462. 464. 1032. 1037. 1046. 1056. 1061.

<sup>54)</sup> 94. 208. 240. (292 mit Ruh‘). (298). (304 und 459 Strafe trifft). 368. 400. 451. 538. 662. 667. (dagegen 671 der „gute Kamerad“). (auch 687). 728. 742 f. 745. (auch 771). 791. 854. 921. 1059. 1270.

<sup>55)</sup> 59. 177. 191. 213. 287. 449. 452. 454. 519. 611. 663. 738. 1113. 1349; für ein Synonymum: 799; Glaube 908 und 913. Brauch 24. 368.

<sup>56)</sup> 7. 36. 44. 79. (117). 162. (167 Staat). 178. 191. 194. 203. 209. 212. 289. 296. 656 f. 662. 666. 693. 733 f. 737 f. 776. 907. 994. 1015. 1058. 1080. 1083. 1094. 1141. (1248 laut).

<sup>57)</sup> 95. 179. 279. (auch 330). 360. 490. (772). 723 für ein Synonymum. 1026. 1050. 1098. 1179. 1242. 1265. 1269. (631: Propheten). 992. (1013). 1034. 1053. 1055. 1059. 1091. 1160. 1178. 1212.

<sup>58)</sup> 50. 59. 168. 174. 195. 222. (698, 714 und 751 nicht gelungen). 763. 823. (875 rafft von hinten). 893. (1029 der nicht mehr ist). 1175. Vernichten: 1285, 1287 und 1291.

<sup>59)</sup> 8. 27. 32. 87. 161. 192. 203. (277 ff.). 447. 450. 454. 461. 1054.

<sup>60)</sup> 186. 189. 314. 331. 440. 676. (713: erhalten bleibt; 1058: nicht möglich). 1114. 1162.

<sup>61)</sup> 10. 50. 93 f. 127. (137). 1080. (1162 nicht gelungen).

<sup>62)</sup> (65). 75. (197. 527). 521 f. 524. 542. 1068. 1070. 1073. (1224 anders). Man kann in der Annahme solcher Beziehungen freilich auch zu weit gehen. So ist zwar z. B. kein Zweifel, dass der Begriff des „Unmöglichen“ mehrmals absichtlich wiederholt wird: v. 79. 90. 92. 175; dagegen ist die Festhaltung desselben in v. 349 und 369, die allerdings unter sich nicht beziehungslos sind, nicht unbedingt nötig. (So auch Maurer, Progr. Worms 1892. S. 9 f.).

während andererseits an einer Anzahl von Stellen entsprechend der Vorlage zu wechseln war.<sup>64)</sup> Besondere Sorgfalt wurde natürlich auch auf die Wortspiele<sup>65)</sup> verwendet, und da gab es freilich harte Nüsse zu knacken, so wenn die etymologische Zusammensetzung eines Eigennamens den Anlass zum Wortspiel gab (110 f. 1175) oder wenn es galt, den Doppelsinn eines griechischen Wortes nachzuahmen (323 f., vgl. 569 f.). Daneben waren die massenhaften, vielfach allerdings zufälligen und besonders durch die gleichen Endungen der Wörter veranlassten, aber doch fürs Gehör nicht ganz gleichgültigen Gleichklänge<sup>66)</sup> nach Möglichkeit zu berücksichtigen, sei's durch förmliche Nachahmung, sei's durch einen Ersatz irgendwelcher Art; ferner die mannigfaltigen Lautmetaphern,<sup>67)</sup> die figura etymologica,<sup>68)</sup> die Reimansätze<sup>69)</sup> am Ende oder innerhalb der Verse, ob sie nun gewollt waren oder nicht, und überdies die Stellung der Wörter innerhalb des Verses. Hier sind von besonderem Reiz die Fälle, wo sich die zu Anfang und zu Ende desselben oder des folgenden Verses oder auch einer ganzen Versgruppe stehenden Wörter entsprechen,<sup>70)</sup> oder wo zwei unmittelbar aufeinander folgende Versanfänge oder Versschlüsse<sup>71)</sup> an einander anklingen. Wenn ich hier an einzelnen Stellen etwas weiter gegangen bin, als mir der griechische Text nahelegte, so mag das als Ersatz für nicht ganz gelungene oder für übergangene Erscheinungen derselben Art gelten; genug, dass solche Künste den Neigungen unseres Dichters entsprachen.<sup>72)</sup> Dahin gehört auch die nicht ganz seltene und, wie ich selbst weiss, nur teilweise befriedigend wiedergegebene Alliteration,<sup>73)</sup> die Verwendung bildlicher,<sup>74)</sup>

<sup>64)</sup> so 386 f. 392 f. 500 f. und 504. 531 f. 539. 550 und 553. 566 f. 692 und 700. 746 f. 850 und 852. 1166 und 1171 neben 1170. Auch steht 832 und 921 „Geister“, sonst „Gottheit, Götter, Göttin“ etc. Darüber spricht auch Cauer a. a. O. S. 134 Anm. 18 mit Hinweis auf Lehrs Populäre Aufsätze<sup>3</sup> [1875] S. 145. Vgl. Luthers Worte: „Wer dolmetschen will, muss grossen Vorrat von Worten haben, dass er die Wahl könne haben, wo eins an allen Orten nicht lauten will.“ Cauer a. a. O. S. 43. Freilich kann auch die Überlieferung schlecht sein. Vgl. Maurer zu v. 593!

<sup>65)</sup> Vgl. abgesehen von solchen, die schon bei den Wiederholungen namhaft gemacht sind: 228 f. 260. 276. 323 ff. 358. 370. 508–525. 543. 564 f. 569 f. 614. 623 und 625. 642. 669. 672 und 676. 872. 924. 1027. 1121. 1261. 1263 f. 1266. 1277 neben 1328 ff. 1324 f.; Zahlenspielereien: 13 f. 55. 141. 170 f. 988 f.

<sup>66)</sup> 31 f. 41. 45 f. 51 ff. 69. 144 f. 298. 408. (413 könnte versucht werden: „Je w. jedermann.“). 513. 556. 576 f. (579 nicht gelungen). 900 ff. 1036.

<sup>67)</sup> Sie sind z. T. durch Alliteration nachgeahmt. Vgl. 52. 112. 125. 129. 131. 134. 153. 163. 171. 172. 195. 200 f. 201 f. 202. 204. 206. 259. 290. 413. 492. 1021. u. a.

<sup>68)</sup> z. B. 813 f. 1045 f. (vgl. 1047). 1201. 1228.

<sup>69)</sup> Auch für sie musste vielfach Alliteration oder irgend ein anderer wenn auch noch so bescheidener Ersatz eintreten. Vgl. 6. 45. 50. 209 f. 257 f. 259. 264 ff. 266. 272 f. 288. 298. 310 f. 314. 376 f. 400. 438 f. 676. 873 f. 883 f. 935 f. 1274. 1339.

<sup>70)</sup> 13 (vgl. 14). 73. 162 und 167. 173. 259. 436. 476. 496 f. (doppelt). 569 f. 656 f. 670 und 674. 672 und 676. 726 f. 806. 1014. 1054. 1067. 1072. 1173. 1192, 1348 und 1353 (im Griechischen beidemale Mittelstellung.)

<sup>71)</sup> a) 447 f. 522 f. 511 und 513 (statt 512). 522 f. 1050 f. 1057 f.

b) 2, 6, 10 und 38. 7, 36 und 44 (hier und sonst z. T. zufällig). 265 f. statt 263 und 266 (vgl. 301). 272 f. (vgl. 271 und den Gleichklang in 273). 438 f. 1029 f. (statt 1030 f.).

<sup>72)</sup> Wie wohl berechtigt solche Beobachtungen sind, zeigt eine Stelle bei Wilamowitz Euripides' Herakles<sup>2</sup> II. S. 236 zu v. 1139: „In schauerlichem Widerspiele nimmt der Dichter die prahlerischen Worte des Her. 938 wieder auf. Ähnliches Kunstmittel 1004: schwerlich giebt es einen Dichter, der sich desselben lieber bedient als Eur. Man merkt die Liebe des Künstlers zu seinem Werke; freilich bemerkt so etwas nur der, welcher gleiche Liebe mitbringt.“

<sup>73)</sup> Vgl. z. B. 28 f. 56 (hier und sonst auch als Ersatz für Binnenreim und andere Klangfiguren, besonders für den Gleichklang der Endungen). 204. 249. 269 f. 289 f. 295 ff. 306. 332 ff. (344). 398. 401. 406. 419. 473 ff. 477 f. 482. 486 f. 488. 489 f. 495. 499. 502 ff. 541. 550. 586 ff. 693. 697 f. 768. 780. 789. 888. 938. 994. 1033. 1046. 1050. 1232. 1251 f. 1279 f.

<sup>74)</sup> 25. 163. 177. 179. 180. 216. 226. 236. 241. 244. 254. 275. 280. 287. 291 f. 295. 318. 391. 478. 505. 509. 541. 546. 563. 582. 596. 599. 651 f. 653. 673. 666. 681. 700. 705. 709. 711. 722. 745. 784. 912. 996. 1052. 1065. 1103 f. 1124. 1164. 1170. 1172. 1195. 1214. 1246. 1256. 1273 f. 1275. 1278. 1304 f. 1317 f. 1342. 1343. 1344. 1345. 1351 f.

zum Teil doppeldeutiger<sup>75)</sup> Ausdrücke, die kurzen Vergleiche<sup>76)</sup> und endlich die ausgeführten Gleichnisse.<sup>77)</sup> In all diesen Fällen war eine eingehende Untersuchung darüber nötig, ob der für die Vorlage bezeichnende Ausdruck festzuhalten oder ein Ersatz für ihn zu gewinnen sei.<sup>78)</sup> Und dieselbe Sorgfalt war auf die zum Zwecke der Steigerung und des Kontrastes gebräuchlichen Figuren zu verwenden, die Iteratio,<sup>79)</sup> Klimax<sup>80)</sup> und Litotes,<sup>81)</sup> das Asyndeton und Polysyndeton,<sup>82)</sup> den Chiasmus,<sup>83)</sup> die Antithese,<sup>84)</sup> das Oxymoron,<sup>85)</sup> Zeugma,<sup>86)</sup> Hysteron proteron<sup>87)</sup> und anderes derart. Es wird kaum einer Entschuldigung bedürfen, dass wir von der Möglichkeit der Prolepsis,<sup>88)</sup> der Antonomasie,<sup>89)</sup> Metonymie<sup>90)</sup> und Synekdoche,<sup>91)</sup> der Vertauschung der Tempora<sup>92)</sup> und Satzarten<sup>93)</sup> unter einander und der indirekten Rede durch die direkte<sup>94)</sup> gelegentlich Gebrauch gemacht haben, auch wo keine Nötigung vorhanden war. Diese Freiheit muss jeder haben, der den so verschiedenartigen Anforderungen einer lesbaren Übersetzung entsprechen will. Archaisierende Wortformen zu verwenden, gilt gleichfalls als ein Vorrecht des Übersetzers eines poetischen Stücks; wir haben aber solche mit Absicht nur spärlich gebraucht.<sup>95)</sup> Bei äschyleischen Dramen läge die Sache anders. Die Apostrophierung der Wörter auch vor Konsonanten ist durch Schillers Vorgang längst legitimiert und in Süddeutschland überhaupt beliebt. Sie schien sich besonders für die dienenden Personen zu eignen, deren Redeweise sich mit voller Absicht von der gehobenen Sprache, in welcher die Helden der Tragödie im allgemeinen zu reden haben, oft recht weit entfernt.<sup>96)</sup> Es wäre überhaupt verkehrt, populäre Wendungen ausschliessen zu wollen.<sup>97)</sup> Die Übersetzer machen vielfach den Fehler, die Personen des Dramas in allzu ätherischen Höhen der Diktion sich ergehen zu lassen. Natürlichkeit ist kein Verbrechen, im Gegenteil, es ist manchmal Pflicht, sich ihrer zu bedienen.<sup>98)</sup> Wie sollte man anders z. B. die für den Mann aus der dienenden Klasse so

<sup>75)</sup> 231. 311. 399 und 445. 549. 635—638. (831 nicht!).

<sup>76)</sup> 20 (Vergleich mit der Purpurschnecke!). 127—137 (hier jagen sich die Vergleiche geradezu). 231. 531 f. 533. 585. 600. 618 ff. 670. 1084 und 1084 f.

<sup>77)</sup> 117 ff. (Vermischung mehrerer Bilder; vgl. unsere heraldischen Adler). 189 f. 586 f. 712. 715 ff.

<sup>78)</sup> Nicht ganz einverstanden bin ich deshalb mit den betreffenden Ausführungen bei Cauer a. a. O. S. 39, wo es heisst: „Nicht selten endlich wird es doch notwendig sein, das Bild ganz zu verlassen, zumal da, wo es nicht ausgemalt, sondern nur durch ein einzelnes Wort angedeutet ist und im Deutschen entweder unverständlich werden oder eine breitere Umschreibung erfordern würde. Es ist lehrreich zu sehen, wie viele bildliche Wendungen des euripideischen Textes Wilamowitz geopfert hat.“ Ob wirklich mit Recht?

<sup>79)</sup> a) Anaphora: 403. 780 f. und entsprechend 791 und 793. 1109. 1322 f. b) Epiphora: 200 und 202 (statt Anaphora). Vgl. 249. 252. 254 und 261 mit den griech. Versen, die gleich schliessen. 484. c) Epanalepsis (Epizenxis): 32. 399. 441. 1029. 1273. 1285. 1318. Ähnliche Spielereien: v. 3 ff. 22. 257. 270 f. 451. 476. 484. 486. 491 f. 498. 504. 513. 546. 688 f. 694 f. 708. 733. 757. 898 f. 917. 974. 1009. 1031. 1037. 1071. 1157, zum Teil als Ersatz für andere Figuren.

<sup>80)</sup> 4 f. 392. (vgl. 456). 914 f.

<sup>81)</sup> 371 nicht gelungen.

<sup>82)</sup> Beispiele für beides zahllos.

<sup>83)</sup> 484. 498. 514 und 516. In v. 443 f. wiederholen sich vier Wörter.

<sup>84)</sup> Beispiele überall.

<sup>85)</sup> v. 74: „als ehrliche Sünd'rin“.

<sup>86)</sup> v. 537.

<sup>87)</sup> v. 398 f.

<sup>88)</sup> v. 1275.

<sup>89)</sup> v. 143. 508.

<sup>90)</sup> 15. 25 f. 487. 568. 573.

<sup>91)</sup> 24. 162. 544. — 62. 214. 222. 300. 580—593.

<sup>92)</sup> z. B. 223. 229. 248. 754.

<sup>93)</sup> z. B. 535. 699. 941. 1192. Vgl. 1. 276.

<sup>94)</sup> v. 263. 311 f.

<sup>95)</sup> v. 15. 838. 841. 1068. 1150.

<sup>96)</sup> z. B. v. 400. 407 (beachte die häufige Wiederholung von „die Sach“!). 548. 549. 551. 707. 883.

<sup>97)</sup> Vgl. besonders 223—331 (228 ‚wo‘ absichtlich!) und 384—440, ferner 444. 627 (im Munde des Chorführers). 760 (sogar Kreon, im Affekt).

<sup>98)</sup> Vgl. Luther in seinem „Sendbrief vom Dolmetschen“ (1530): „Man muss nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprachen fragen, wie man soll deutsch reden, wie diese Esel thun, sondern man muss die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt drümb fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn und merken, dass man deutsch mit ihm redet.“ Cauer D. K. d. Ü.<sup>2</sup> S. 11.

bezeichnende Derbheit des Wächters genügend zum Ausdruck bringen! Ein Beispiel: er und seine Kameraden behandeln den Toten mit dem Besen, wie wenn sie die Gasse kehren müssten, und im Bewusstsein, seine Sache recht gut gemacht zu haben, lässt er uns wissen, dass nun der Leichnam recht „schön bloss“ daliege.<sup>99)</sup> Doch muss es genügen, auf diese Dinge ganz im allgemeinen aufmerksam gemacht zu haben, wie auch darauf, dass es unter Umständen nötig war, uns nicht geläufige Vorstellungen festzuhalten, so wenn der Wächter sich seine Seele als etwas vorstellt, mit dem er ein Zwiegespräch führen könne,<sup>100)</sup> eine Vorstellung, die sich ja bekanntlich auf einer niedrigeren Stufe der Erkenntnis in allen Zeiten und in allen Kulturkreisen wiederfindet.<sup>101)</sup> Auf der andern Seite schien es sich zu empfehlen, gewisse Bezeichnungen ihres altgriechischen Gewandes zu berauben, weil wir in unserer Sprache Ausdrücke besitzen, welche im Grunde dasselbe besagen, so wenn wir vorgezogen haben, nicht vom Hades, sondern vom Jenseits zu reden. Gerade in solchen Dingen wird man niemals auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen, man mag die Frage so oder so lösen. Dem Übersetzer selbst muss es genügen, das Gute gewollt zu haben.<sup>102)</sup>

Wenn wir denn nun trotz der zahlreichen Übersetzungen, welche von der Antigone des Sophokles schon vorhanden sind, es wagen, mit einer neuen hervorzutreten, so geschieht es weniger in der Hoffnung, die andern ausstechen zu können, als in dem Wunsch, es möchten die bewunderungswürdigen Leistungen der älteren Meister der Übersetzungskunst nicht mit der oben gezeichneten souveränen Verachtung zum alten Plunder geworfen werden.<sup>103)</sup> Vielmehr scheint es uns der Mühe wert, auf dem Grunde, der von ihnen gelegt ist, vertrauensvoll weiterzubauen, wenn auch nicht, ohne von den Neueren zu übernehmen, was wirklich besser ist. Im übrigen bitten wir jeden, der sich der Mühe unterziehen will diesen Versuch zur Hand zu nehmen, allezeit die Worte im Auge zu behalten, die einer der grössten Übersetzer aller Zeiten von denen gesagt hat, die das Übersetzen nicht selbst versucht haben, Worte, die ihm zeigen mögen, dass die Arbeit nicht so leicht gethan war, wie sie sich lesen lässt; der Leser, meint Luther, „wird nicht gewar, welche Wacken und Klötze dagelegen sind, da er itzt über sie gehet wie über ein gehoffelt Bret, da wir haben muss schwitzen und uns engten, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege reumeten, auf das man kündte so fein daher gehen.“<sup>104)</sup> Wenn es die Umstände erlauben würden, hätten wir's allerdings gerne mit Horaz gehalten, wo er sagt: *nonum(que) prematur in annum!*<sup>105)</sup> Da das einmal Begonnene trotz angestrebter Berufsarbeit um mehrere Jahre zu früh hinausgegeben werden muss, glaubt ihr Verfasser um so mehr auf eine milde Beurteilung rechnen zu dürfen.

<sup>99)</sup> 409 f. — <sup>100)</sup> 227.

<sup>101)</sup> Vgl. z. B. Höffding, *Psychologie in Umrissen* (übers. v. Bendixen), 1893, S. 11: „Die Seele wird in diesem Stadium als ein ätherisches Wesen gedacht im Gegensatz zum Körper als einem gröberen und schwereren Wesen. Diese Doppelheit hat noch viele Umwandlungen zu erleiden, bis sie zu dem Gegensatz zwischen einem unkörperlichen und einem körperlichen Wesen wird. Nur langsam und allmählich werden die physischen Merkmale des Seelenbegriffs abgeschliffen. Für die griechische Geistesentwicklung ist ein derartiges Abschleifen in der Zeit zwischen Homer und Platon vorgegangen. Dem Homer ist die Seele nur ein schwächeres Abbild, ein Reflex des Körpers: des Menschen eigentliches Selbst fällt nach seiner kindlichen Auffassungsweise mit dem Körper zusammen, weshalb er (1. Buch, 3. und 4. Vers des griechischen Textes der Iliade) die Seelen seiner Helden in die Unterwelt hinabsteigen lässt, während sie selbst den Hunden und Vögeln zur Beute werden!“ Vgl. S. 9 f. (über Traum- und Spiegelbilder)!

<sup>102)</sup> Ovid ex P. 3, 4, 79. Tibull 4, 1, 7.

<sup>103)</sup> Vgl. dazu die Ausführungen Cauers a. a. O. S. 128 f.!

<sup>104)</sup> Citiert in Lehrproben und Lehrs. 50. Heft, 1896. Vgl. oben Anm. 65 und 98.

<sup>105)</sup> Hor. ars pret. 388.